

Philipp Lorenz Geiger und Justus Liebig: „... alles um des verdammten Geldes wegen“? *

Berührungspunkte – Zusammenarbeit und Freundschaft – Entwicklungslinien

Nicht nur genialer Chemiker, auch Mensch voller Widersprüche und innerer Zerrissenheit, charmant, liebenswürdig, herzlich, „kindlich aufgeschlossen“ im persönlichen Umgang mit Menschen, die er schätzte, ruhelos, emotional, schwierig, leicht reizbar ja streitsüchtig, ständig überarbeitet und dennoch fast arbeits-süchtig – einem Menschen wie diesem, zu-mal wenn er Justus Liebig heißt, nähert sich nicht nur der Historiker zumeist di-rekt von vorn. Nur zu oft steht Liebig da-mit im Mittelpunkt, im Vordergrund jedes Geschehens, ja die Zeitgenossen – außer seinem Freund Friedrich Wöhler viel-leicht – sind oft nicht mehr als Komparsen oder Stichwortgeber, nur dazu da, den Glanz eines Liebig noch ein wenig heller strahlen zu lassen. Ich möchte heute den Versuch unternehmen, einen weniger Be-rühmten ins Zentrum zu rücken und Lie-big den Platz eines Gegenübers zuzuwei-sen, den er ja historisch gesehen auch tat-sächlich zunächst einmal eingenommen hat. Aus dieser verschobenen Perspektive kann eine andere Sicht auf Liebig resultie-ren: Vielleicht gelingt es gerade so, der in so vielfältiger Weise funkelnden Persön-lichkeit Liebigs einige Facetten hinzuzu-fügen oder etwas blind gewordene wieder zum Spiegeln zu bringen.

Da – im Gegensatz zu Liebig – Lebensweg und Leistungen von Philipp Lorenz Gei-ger wohl nicht allgemein geläufig sind,

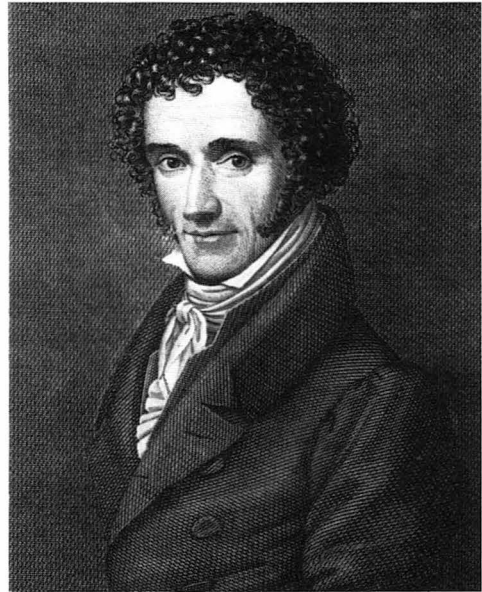


Abb. 1: Als einen der bedeutendsten Pharmazeuten Deutschlands, wenn nicht Europas, stuften Zeitge-nossen den in Freinsheim (Pfalz) geborenen Heidel-berger Pharmazieprofessor Philipp Lorenz Geiger (1785–1836) ein.

(Foto: Universitätsbibliothek Heidelberg)

darf ich ihn zunächst ein wenig ausführli-cher vorstellen und damit gleichzeitig ei-nen Großteil jener Fakten zusammentra-gen, auf denen später Zusammenarbeit und Freundschaft von Geiger und Liebig basierten.

Einer der wichtigsten Repräsentanten

Geboren wurde er am 29. August 1785 in Freinsheim in der Pfalz. Als der Vater,

* Vortrag anlässlich der Mitgliederversammlung der Gesellschaft Liebig-Museum e. V. Gießen, am 18. April 1986 in Gießen.

Pfarrer Johannes Geiger, Name und Geburtsdatum seines vierten Sohnes ins Reformierten-Kirchenbuch der Stadt eintrug, ahnte er nicht, daß der Pharmazie des 19. Jahrhunderts in Philipp Lorenz Geiger einer ihrer wichtigsten Repräsentanten erwachsen würde.

Hineingeboren in eine Zeit, die von politischen, aber auch wissenschaftlichen Umwälzungen gekennzeichnet war, sollte es dem jungen Geiger nicht nur beschieden sein, einer der vielseitigsten Vertreter seines Standes zu werden, seine Leistung ging weit darüber hinaus: Er wurde mit zum Wegbereiter einer wissenschaftlich orientierten Pharmazie.

Diese Entwicklung war von seiten des Elternhauses keineswegs vorgezeichnet. Der Vater hatte Philipp Lorenz dazu ausersehen, in die eigenen Fußstapfen zu treten, doch ging es, wie Geiger später im Konzept zu einem Lebenslauf bekannte, hierbei „nicht wie der Lehrer wünschte“. Man gab den Dreizehnjährigen daraufhin zu einem Apotheker nach Adelsheim – die Familie war inzwischen nach Mittelschefflenz in Baden gezogen – in die Lehre. Nach dessen Tod fand Geiger im Jahre 1800 eine neue Lehrstelle in der Apotheke „Zum Goldenen Schwan“ in Heidelberg.

Der erzwungene Wechsel der Lehrapotheke sollte sich für Geiger in vielem, besonders aber von der Person des Lehrherrn her, als glückliche Fügung erweisen. Der fachlich versierte Apotheker Christian Heinrich Wilhelm Heintze war es, der die bis dahin eher brachliegenden Talente des jungen Philipp Lorenz weckte, seinen großen Wissensdurst in die richtigen Bahnen lenkte und so den Grundstein für den späteren hohen Grad an wissenschaftlicher Bildung bei Geiger legte. Nicht zuletzt auf Heintzes Anregungen dürfte Geigers Entschluß zurückzuführen sein, das bis dahin eher unzureichende Wissen durch Kollegi-

en in Sprachen, Physik und Mathematik zu mehren. Gehilfenjahre, zunächst bis 1805 in Heidelberg, dann in Rastatt und Lindau, rundeten die berufliche Bildung ab. In den hierüber ausgestellten Zeugnissen hoben die Apotheker Geigers Wißbegierde, ja, wie es heißt, „iömerwährende Anstrengung in Vermehrung seiner wissenschaftlichen Kentniße“ und seine Rechtschaffenheit hervor. Am Ende der Ausbildungsjahre stand, ohne daß zu dieser Zeit hierfür ein Hochschulstudium erforderlich gewesen wäre, 1807 das „rühmlichst überstandene“ Examen und damit die Apothekerlizenz für das Großherzogtum Baden.

Stationen in Karlsruhe und Lörrach folgten, 1814 schließlich ließ er sich endgültig in Heidelberg nieder, wo er die Universitätsapotheke erworben hatte. Drei Jahre zuvor hatte er die 17 Jahre ältere, nicht unvermögende Apothekerswitwe Anna Barbara Sachs geheiratet, mit der ihn, entgegen landläufigen Vorstellungen, eine aufrichtige Zuneigung verband. Die Ehe blieb kinderlos. 1824 wurde er Witwer.

Begeisterung für die Wissenschaften

War Geiger schon vor der Eheschließung seinem schier unerschöpflichen Drang nach Weiterbildung durch Studien an der Ruperto Carola, der Heidelberger Hochschule, nachgekommen, so packte ihn nur, wie sein Freund und späterer Biograph Johann Heinrich Dierbach schrieb, hier „in dem begünstigten Musensitze wohnend“ die Begeisterung für die Wissenschaften vollends.

Er begann, in seiner Apotheke Privatvorlesungen zu halten, promovierte und habilitierte sich. In seiner Dissertation beschäftigte er sich mit der Ringelblume (*Calendula officinalis* L.), einer auch heute noch sehr gebräuchlichen Heilpflanze. Im Vorlesungsverzeichnis der Universität

erschien der Name des Privatdozenten erstmals 1818. Obwohl die Apotheke ihm zunächst berufliche Erfüllung und sicheren finanziellen Rückhalt bot, so scheint sie ihn doch im Laufe der Jahre an der Verwirklichung höherer wissenschaftlicher Ambitionen gehindert zu haben. Er verkaufte sie daher 1821, ohne freilich eine äquivalente Einkommensquelle in Aussicht zu haben.

Durchdrungen von dem Bewußtsein, daß sich die Apothekerkunst, wenn sie sich in der Zukunft behaupten wolle, von ihrer eher handwerklichen Vergangenheit werde lossagen und auf eine solide wissenschaftliche Basis stellen müssen, strebte Geiger entschlossen eine Karriere an der Hochschule an. Seine Intentionen entsprachen dem Zeitgeist: Allenthalben trachtete man, beflügelt von zahlreichen Entdeckungen im Bereich der Naturwissenschaften und im festen Glauben an die Verknüpfung von Wissenschaft und Fortschritt, nach Erkenntnis. Hier bildeten die Apotheker keine Ausnahme. Nicht selten waren sogar sie es, die in oft entscheidender Weise an Entwicklung und Ausbau der Naturwissenschaften in Deutschland beteiligt waren.

Namen wie Hermbstaedt, Döbereiner, Sertürner, Trommsdorff und eben auch Geiger stehen für eine der fruchtbarsten und glanzvollsten Epochen der deutschen Pharmazie.

Der Pharmazie zur rechten Geltung verhelfen

Aus diesen Leistungen leitete sich folgerichtig der Anspruch ab, dem Fach die ihm gemäße Geltung auch im akademischen Bereich, also durch eigene Lehrstühle an den Hochschulen zu verschaffen. Ergänzt und verstärkt wurde diese Entwicklung auch von entgegengesetzter

Seite: Angehende Apotheker begannen im Interesse einer besseren Ausbildung freiwillig Pharmazie zu studieren.

Da die Pharmazie nicht das Selbstverständnis der arrivierten Fächer mitbrachte, beobachtete man an den Hochschulen etwas argwöhnisch das Aufkommen eines neuen Fachs. Auch in Heidelberg war man mehrheitlich der Meinung, daß die Pharmazie lediglich medizinisches Nebenfach, somit keine eigenständige akademische Disziplin sei.

Eine andere Richtung unter den Professoren verriet in ihren Argumenten neben grundsätzlichen Vorbehalten gegen Neuerungen eher Unsicherheit ob ihrer Einordnung ins Hochschulgefüge – Folge der Zwitterstellung der Pharmazie zwischen medizinischer Fakultät und philosophischer, der vielfach die Naturwissenschaften angehörten. Zu erwartende finanzielle Ansprüche, der Hinweis auf fehlende Mittel, Sachzwänge und persönliche Animositäten, nicht zuletzt Konkurrenzdenken – wobei der Name des bekannten Chemikers Leopold Gmelin fallen muß – taten ein übriges.

Nach all dem verwundert es nicht, daß diese Sachlage Geigers Laufbahn an der Ruperto Carola maßgeblich beeinflusste. Es bedurfte zermürender und erniedrigender Bittgänge und Eingaben, bis er 1824 – längst schon war er, wie er bitter in einem seiner vielen Schreiben formulierte, „der älteste Privatdocent dahier“ – eine außerordentliche Professur, jedoch ohne jede Besoldung erhielt, selbst dies eine Beförderung, die auf das Wohlwollen des Großherzogs von Baden, Ludwig, zurückzuführen war.

Hier tut sich eine Parallele zu Liebig auf, der ja ebenfalls von der Großherzoglichen Regierung ohne Anhörung des Senats zum Extraordinarius in Gießen ernannt worden war, was ihm den Anfang dort nicht gerade erleichtert hatte.

Nicht weniger aufreibend waren Geigers zahlreiche Gesuche um Gehalt. Schließlich hatte er die Apotheke verkauft. Lebensunterhalt und andere Kosten dürfte er durch schriftstellerische Tätigkeit sowie mit Hilfe seiner Frau bestritten haben. 1826 und 1835 wurde Geigers Bitten mit ihm kaum befriedigenden Dotierungen entsprochen. Sein größter Wunsch für sich und die Sache, ein ordentlicher Lehrstuhl für Pharmazie, erfüllte sich zeit seines Lebens nicht.

Trotz aller kränkender Zurücksetzung – enttäuscht schrieb er einmal: „...erfahre ich nun daß ich ein überflüssiges Moeble bin“ – blieb Geiger mit Leidenschaft Hochschullehrer, fand in dieser Funktion Anerkennung und machte Heidelberg zu einem Zentrum qualifizierter pharmazeutischer Ausbildung.

Geigers „pharmaceutische Bibel“

Hierzu trug ganz sicher sein Ausbildungskonzept bei, von dem auch Geigers 1824 erstmals erschienenenes „Handbuch der Pharmacie zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterrichte für Ärzte, Apotheker und Droguisten“ geprägt war. Es gelang ihm, eine glückliche Balance zwischen Theorie und Praxis zu verwirklichen. Didaktisch geschickt bediente er sich verschiedener typographischer Möglichkeiten und verstand es, komprimiert, aber dennoch umfassend, das gesamte pharmazeutische Fachwissen wiederzugeben. Gegen nicht geringe Konkurrenz auf diesem Gebiet konnte er sich behaupten, ja durchsetzen. Beleg für den Erfolg sind die vier Auflagen des ersten Bandes – insgesamt 4000 Exemplare –, die innerhalb von zwölf Jahren notwendig wurden, und die Geiger immer wieder mit unermüdlicher Schaffenskraft dem neuesten Wissensstand anpaßte.

HANDBUCH DER PHARMACIE

ZUM
GEBRAUCHE BEI VORLESUNGEN
UND ZUM
SELBST-UNTERRICHTE FÜR ÄRZTE, APOTHEKER
UND DROGUISTEN
VON

Dr. PHILIPP LORENZ GEIGER,

Professor der Pharmacie an der Universität zu Heidelberg, wirklichem Mitgliede der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde daselbst, correspondirendem Mitgliede der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde zu Hanau, der Societät für die gesamte Mineralogie zu Jena, der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M., der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften in Marburg, der Société de Pharmacie de Paris, Ehrenmitgliede der pharmaceutischen Vereine in Batern, Baden und im nördlichen Deutschland.

ERSTER BAND,
welcher die practische Pharmacie und deren Hülfswissen-
schaften enthält.

ZWEITE, VERMEHRTE UND VERBESSERT E A U F L A G E .

STUTTGART,
GEDRUCHT BEI EBERHARD FRIEDRICH WOLTERS.
1830.

Abb. 2: Als „pharmaceutische Bibel“ wurde Geigers „Handbuch der Pharmacie“ zu jener Zeit bezeichnet. Es war so erfolgreich, daß davon sogar ein Raubdruck hergestellt wurde.

Von den vielen außerordentlich positiven Äußerungen aus der Fachwelt, die hier angeführt werden könnten, greife ich eine heraus, die wohl am besten die Tragweite der Geiger'schen Leistung zum Ausdruck bringt. Ludwig Franz Bley, Oberdirektor des Apothekervereins in Norddeutschland und Zeitgenosse Geigers formulierte:

„Jeder gebildete Pharmaceut kennt das Geigersche Werk ... Vor dem Erscheinen dieses Werkes besaß die deutsche Literatur kein so umfassendes Werk auf dem Gebiete der Pharmacie von dieser Vollständigkeit und durch dasselbe ist der edle Verfasser der Lehrer fast aller jüngern deutschen Pharmaceuten geworden ... wenn wir ... das Leopold Gmelin'sche

Werk über Chemie eine chemische Bibel nennen können, so muß das Geiger'sche Handbuch die pharmaceutische Bibel heißen“.

Mit diesem richtungsweisenden Werk trug Geiger demnach auf mehrfache Weise zur Weiterentwicklung und zur Verankerung einer wissenschaftlichen Pharmazie bei: zum einen durch neue Erkenntnisse, die er während der Abfassung gewann, wobei sich die meisten seiner Angaben auf „selbstgemachte Erfahrungen“, d. h. auf eigene Versuche gründeten, zum anderen durch Konzeption und Ausrichtung des Werkes selbst, bei der er ausschließlich streng wissenschaftliche Objektivität und

Unbestechlichkeit walten ließ und schließlich durch den Einfluß, den er auf die Ausbildung des beruflichen Nachwuchses ausübte.

Im selben Jahr – 1824 –, ein Jahr übrigens, das für Geiger in besonderem Maße von beruflichen und privaten Zäsuren gekennzeichnet war, übernahm er die Redaktion einer pharmazeutischen Fachzeitschrift. Obwohl die meisten seiner größeren und großen Leistungen sich auf die Jahre 1824 bis 1836, seinem Todesjahr, konzentrieren, so war er doch bis 1824 nicht untätig gewesen: Er hatte sich intensiv mit pharmazeutischen Gerätschaften beschäftigt,

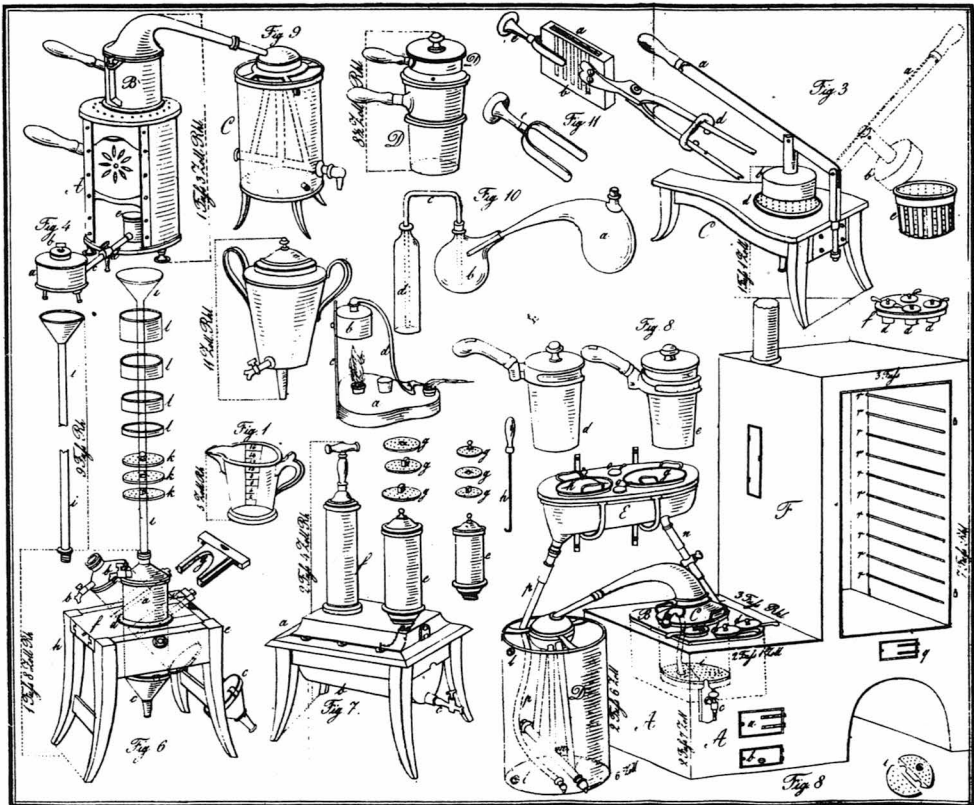


Abb. 3: Pharmazeutische Gerätschaften, wie sie Geiger in seinem „Handbuch der Pharmacie“ abbildete (hier 3. Auflage, 1830). An der Entwicklung oder Verbesserung einer Reihe davon hatte er selbst maßgeblichen Anteil.

von denen er eine ganze Reihe selbst entwickelte oder verbesserte, hatte eine Apothekertaxe entworfen, den ersten Band seines Handbuchs verfaßt, gelehrt und geforscht. Die Ergebnisse seiner Forschungen – meist noch eng der Apothekenpraxis verhaftete Themen – veröffentlichte er in diversen Periodika.

Neuer Anspruch an wissenschaftliche Publikationen

Ausdruck und Folge des Aufschwungs der Pharmazie um diese Zeit war die von Zeitgenossen schon fast beklagte Zunahme an Fachzeitschriften. Somit stellt sich die Frage, warum Geiger ungeachtet der vielfältigen Konkurrenz auf das Angebot einging, das 1823 von Georg Friedrich Hänle gegründete „Magazin für... Pharmacie...“ nach dessen Tod im Jahr darauf fortzuführen. Mehrere Gründe spielten hierfür eine Rolle. Neben dem finanziellen Anreiz und dem Wunsch, ein eigenes Forum für Veröffentlichungen zur Verfügung zu haben, dürfte Geiger maßgeblich der Gedanke geleitet haben, über das Medium Fachzeitschrift sein Bild vom Selbstverständnis der Pharmazie zu entwerfen und zu verbreiten. Und: Geiger wollte es besser machen! Er zog damit für sich die Konsequenz aus seiner Kritik an anderen Periodika, die, so seine Ansicht, in manchem wissenschaftliche Sorgfalt vermissen ließen. So hatte er moniert, daß neuere Erkenntnisse zuweilen nicht beachtet würden, wenn ihnen, wie er schrieb, „Behauptungen berühmter Männer unserer Zeit“ entgegenstünden. Geiger scheute sich demnach nicht, Angaben eines Berzelius zu widerlegen oder einen Robiquet zu berichtigen. Mißbilligung verdiente nach Geiger besonders, daß Aufsätze in Fachzeitschriften ohne Überprüfung aufgenommen, von anderen dann übernommen wurden, oft mit der Folge, daß sich fehler-

hafte Behauptungen durch diverse Journale zogen und Pharmazeuten und Chemiker zu unnötigen Arbeiten veranlaßt wurden. Es sei daher „nichts Unverdienstliches, dergleichen Unrichtigkeiten zu berichtigen“.

Es war also ein hoher Anspruch, den Geiger an sich stellte, und wenn er ihm auch nicht in jeder Phase und mit jedem Artikel gerecht werden konnte, so gelang es ihm doch binnen weniger Jahre, das zuvor eher unbedeutende Periodikum zu einer renommierten wissenschaftlichen Fachzeitschrift zu formen.

Erstes badisches Arzneibuch

Nicht nur hier, sondern auch in vielen anderen Bereichen begleiteten Geiger Erfolge. Zunehmend verliehen ihm wissenschaftliche Gesellschaften ihre Mitgliedschaft, man zeichnete ihn mit der medizinischen Ehrendoktorwürde aus, benannte eine Pflanze, die *Geigeria africana* Grieselich, nach ihm, und übertrug ihm das Amt eines Generalapothekensvisitors in Baden. Als besondere Ehre faßte er 1826 die Offerte auf, für Baden das erste eigene amtliche Arzneibuch, also eine Pharmakopöe, d. h. ein Verzeichnis ausgewählter Arzneimittel mit Vorschriften über ihre Herstellung, Beschaffenheit, Prüfung und Aufbewahrung, zu verfassen, das die in Baden zu jener Zeit geltende preußische Pharmakopöe ablösen sollte. Diese Aufgabe erfaßte ihn mit Leib und Seele, sie wurde sein Lieblingsprojekt.

Im Verlauf der Arbeiten an der Pharmakopöe verfestigte sich bei ihm immer stärker die Einsicht, daß vom wissenschaftlichen Standpunkt aus eine wie auch immer geartete Auswahl an Arzneimitteln Willkür bleiben müsse. Parallel dazu, aber auch aus prinzipiell-ethischen Erwägungen wandte er sich von den damals üblichen Landes- und auch Armen- und

Militär-Pharmakopöen ab und entwickelte das Konzept zu einer „Universalpharmakopöe“, von der ihm eine länderübergreifende Geltung vorgeschwebt haben mag.

Bedingt durch seinen frühen Tod sollte er selbst das Werk allerdings nicht vollenden können. Das badische Arzneibuch führte dann 1841 ein Autorenkollegium, zum Teil unter Rückgriff auf Geigers Vorarbeiten, jedoch mit konventionellem Zuschnitt zu Ende. Geigers Pharmacopoea universalis stellte schließlich der Pharmazeut Friedrich Mohr im Jahre 1845 fertig. Obgleich sie keine Gesetzeskraft erlangte, wiesen Geigers Denkanstöße die Richtung zur Schaffung eines einheitlichen nationalen Arzneibuches.

Die Neuauflagen des ersten Bandes des Handbuchs, die Arbeit am zweiten Band, die Redaktion des Magazins, die Bearbeitung der Pharmakopöe, der akademische Unterricht, Anstöße von außen, auch vom badischen Herrscherhaus, all dies mündete in eine Fülle von Experimentalarbeiten, die eine nahezu unglaubliche Breite in den Frage- und Aufgabenstellungen zeigen. Allein über 130 Zeitschriftenaufsätze zeugen von dieser Produktivität. Kaum je jedoch verließ ihn der pharmazeutische Blickwinkel, Leitgedanke Geigers war es, die Arzneitherapie sicherer zu machen.

Erfolgreiche Alkaloidforschung

Unter diesem Gesichtspunkt sollte die Alkaloidchemie für ihn zur besonderen Herausforderung werden. In jenem Forschungsgebiet war den Pharmazeuten, nachdem ein Kollege, Friedrich Wilhelm Adam Sertürner 1804 im Opium Morphin entdeckt und den basischen Charakter dieser Substanz erkannt hatte, eine artspezifische Disziplin erwachsen, die sich nachgerade zu einer Domäne pharmazeu-

tischer Chemiker entwickelte. So nimmt es nicht wunder, daß auch Geiger in ihren Bann gezogen wurde, zumal das Auffinden wirksamer Bestandteile in Arzneipflanzen und ihre Reindarstellung nicht nur sein wissenschaftliches Interesse wecken mußte, sondern ihn auch unter dem Gesichtspunkt reizte, die in ihrer Wirkungsstärke stark schwankenden Arzneizubereitungen aus den Pflanzen direkt durch exakt zu dosierende Reinstoffe zu ersetzen, somit den Einsatz dieser häufig stark wirkenden Pflanzeninhaltsstoffe kontrollierbar und reproduzierbar zu machen. Sein „sehnlichster Wunsch“, so schrieb Geiger einmal, sei es, die Ärzte davon zu überzeugen, welchen Fortschritt jene „höchst wichtigen“ Arzneimittel darstellten, und sie zu veranlassen, diese vermehrt therapeutisch einzusetzen.

Bei allen seinen Forschungen besaß für Geiger im Gegensatz zu manch anderem Zeitgenossen die heute selbstverständliche, exakt-experimentelle Absicherung eines jeden Ergebnisses absoluten Vorrang. Ihr ordnete er sogar das Bestreben unter, möglicherweise als erster eine Entdeckung für sich reklamieren zu können. Weit entfernt sei er, so äußerte er einmal, von jener „lächerlichen Prioritäts-Wuth“, die weniger versierte, aber auch weniger korrekt arbeitende und selbstkritische Forscher, als er es war, dazu verführte, vorschnell „heureka!“ zu rufen.

Dieser Einstellung verdankte die Pharmazie nicht wenige Arzneimittelverbesserungen. Ihn selbst bewahrte sie auch vor eigenen Irrtümern, ja führte dazu, daß er eine ganze Reihe von zum Teil schwerwiegenden Fehlern anderer Wissenschaftler aufdeckte und korrigierte. Zutreffend sah er nämlich voraus, daß fehlerhafte Angaben so schnell nicht aus den Büchern getilgt würden. Dadurch, daß manche sich sogar bis heute gehalten haben, ja noch weiter publiziert werden, hat sich seine Befürch-

tung weit mehr bewahrheitet, als er ahnen konnte.

Zurück zu Geigers Leistungen als Forscher: Es gelang ihm die Entdeckung auch heute noch für die Therapie wichtiger oder interessanter Pflanzeninhaltsstoffe: des Coniins (aus dem Gefleckten Schierling), und unter Mithilfe seines Assistenten Ludwig Hesse die Darstellung von Hyoscyamin (aus dem Bilsenkraut), von Aconitin (aus dem Blauen Eisenhut), Colchicin (aus der Herbstzeitlose) und von Atropin (aus der Tollkirsche), das sie nahezu gleichzeitig mit einem anderen Pharmazeuten, jedoch unabhängig von diesem, fanden. Allein durch diese Leistungen, so schrieb man später, werde Geigers Name unvergänglich. Geiger starb im Alter von 50 Jahren am 19. Januar 1836 in Heidelberg an den Folgen einer Rippenfell- und Lungenentzündung. Er hinterließ seine neun Jahre jüngere, zweite Frau, Auguste Ernestine geb. Rinck, die er 1826 geheiratet hatte, sowie einen Sohn und drei Töchter. Die vierte Tochter kam erst ein halbes Jahr nach seinem Tod zur Welt.

Liebigs Start als Redakteur

Die Schilderung der Geigerschen Arbeitsgebiete hat wohl deutlich gemacht, daß kaum ein Teilbereich von Relevanz für die Pharmazie von Geiger nicht mitgestaltet, manches Mal mitgeprägt wurde. Parallel dazu erreichte sein Arbeitspensum Dimensionen, die ihn auf Abhilfe sinnen lassen mußten. Der einzige leise Stoßseufzer von ihm, der sich erhalten hat, betrifft das Magazin und die manchmal als Zwang empfundene Notwendigkeit, monatlich eine Zeitschrift anspruchsvoll füllen zu müssen: „– Drucker und Setzer werden recht treiben? Mir graut vor dem Treiben, das mich erwartet“, schrieb er während einer Reise an seine Frau. Kein Wunder, daß er hier eine Änderung herbeizuführen

suchte. Es sollte Liebig werden, der ihn als Mitredakteur unterstützte.

Vieles spricht dafür, daß erste Gespräche über Liebigs mögliche Mitarbeit am Magazin, vielleicht sogar der entscheidende Anstoß dazu, auf der Hamburger Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte im Jahre 1830 stattfanden. So trugen sich beide nacheinander in die Anwesenheitsliste ein. Der damals 45 Jahre alte Geiger konnte dem 27jährigen Liebig sein Angebot, bei ihm Mitredakteur zu werden, von einer Warte eigenen Ansehens und Einflusses machen. Auf dieser für die Pharmazie bedeutsamen Tagung spielte er neben Trommsdorff eine maßgebliche Rolle bei der Gründung der ersten eigenen pharmazeutischen Sektion, ein Akt, der allgemein als Geburtsstunde wissenschaftlich selbständiger Pharmazie angesprochen wird. Anerkennung seiner Beteiligung und allgemeine Wertschätzung seiner Person durch die Standeskollegen dokumentiert die Wahl Geigers zu ihrem Sekretär neben Johann Bartholomäus Trommsdorff als Vorstand.

Warum nun fragte Geiger gerade Liebig? Neben dessen Namen, der der eigenen Zeitschrift allein schon breitere Resonanz versprach, sind die Gründe für Geigers Entschluß in dem Wunsch zu suchen, die wissenschaftliche Orientierung weiter zu betonen und seine Intentionen zur Experimentalkritik, also zu einer experimentellen Überprüfung der Ergebnisse anderer vor der Publikation in der eigenen Zeitschrift, die er aus Zeitmangel nicht in vollem Umfang hatte in die Tat umsetzen können, mit Hilfe dieses qualifizierten Chemikers an seiner Seite noch stärker zu verwirklichen. Nicht zuletzt wird auch der Zufall eine Rolle gespielt haben, der beide im geeigneten Augenblick zusammenführte.

Von Liebigs Seite her begann die Beziehung nicht allzu verheißungsvoll. Noch

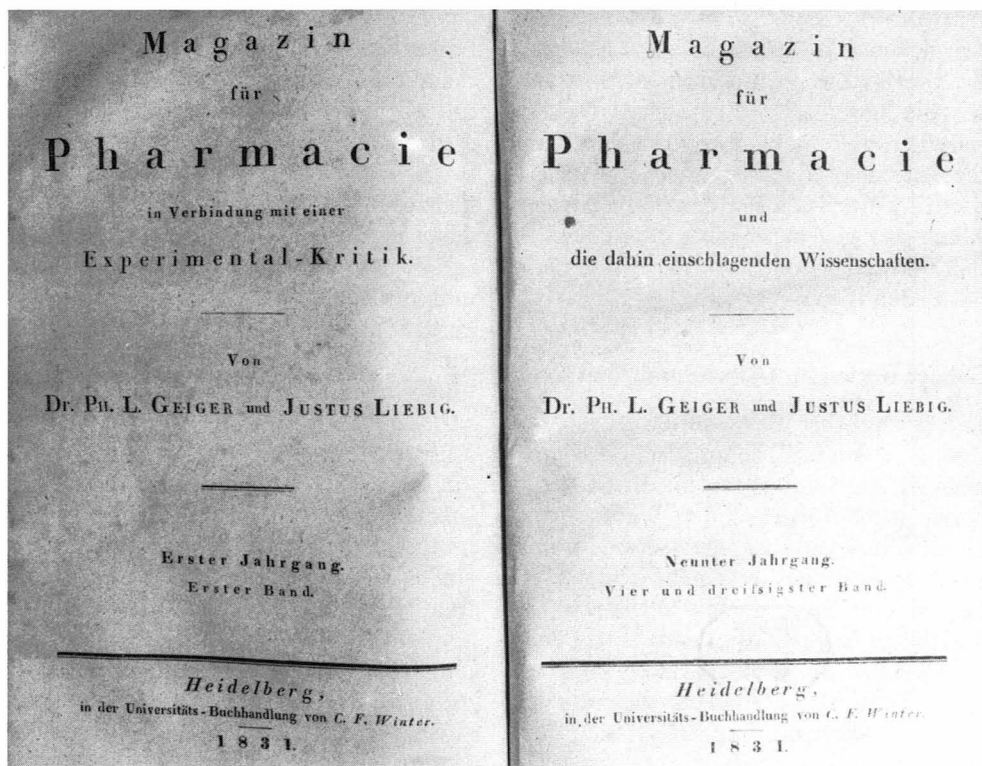


Abb.4: Erste Titelseite des von Geiger herausgegebenen „Magazins für Pharmacie“ nach Liebig's Eintritt in die Redaktion. Seit 1832 unter dem Titel „Annalen der Pharmacie“ orientierte sich die Zeitschrift nach Geiger's Tod unter der Leitung Liebig's zunehmend chemisch. Als „Liebig's Annalen der Chemie“ besteht das angesehene Periodikum noch heute.

im März desselben Jahres hatte er gegenüber Wöhler gezürnt:

„...habe aus Langeweile eine Untersuchung der Aepfelsäure gemacht. Geiger, dem ich einige Worte über die Arbeiten in meinem Laboratorium schrieb, war so unverschämt, diese unvollständigen Notizen gegen meinen Willen und ohne meine Erlaubniß in seinem Journal abdrucken zu lassen“,

ohne freilich zu ahnen, wie bald er wenig später die Nöte eines Redakteurs, Beiträge qualifizierter Autoren beschaffen zu müssen, am eigenen Leib verspüren würde.

Und auch Liebig's Begründung für diesen Schritt in einem Brief an den berühmten schwedischen Chemiker Jöns Jacob Ber-

zelius liest sich eher so, als daß man der Zusammenarbeit auf Dauer wenig Chancen einräumen möchte: „Neuerdings habe ich mir eine grosse Last aufgebürdet, ich habe mich nämlich mit Geiger in Hinsicht auf die Redaction seines Magazins verbunden und bin Mitredacteur geworden, alles um des verdammtten Geldes wegen...“ – an dieser Stelle darf ich daran erinnern, daß Liebig zu jener Zeit seine Forschungen fast ausschließlich selbst finanzieren mußte.

Aber ganz so an der Oberfläche, wie Liebig seinen Schritt begründete, lag die Wahrheit doch nicht. Zum einen war es wohl die auch von Berzelius in seinem

Antwortschreiben erwähnte außerordentlich liebenswürdige Art Geigers gewesen, die Liebigs Zusage mit herbeigeführt hatte, zum anderen Geigers Ruf als Wissenschaftler und nicht zuletzt das Renommee, das die Zeitschrift unter ihm erreicht hatte – würde Liebig seinen Namen einem Machwerk gegeben haben, mit dessen Inhalt und redaktioneller Linie er sich nicht hätte identifizieren können?

Solider Sockel an Gemeinsamkeiten

Dieser zunächst als reine Zweckgemeinschaft gebildete Zusammenschluß führte zwei Männer mit unterschiedlichen, einander jedoch ergänzenden Wesens- und Charakterzügen zusammen. Beide konnten darüber hinaus auf einem soliden Sockel an Gemeinsamkeiten aufbauen, der sich beim Ausbau zu einem Vertrauensverhältnis als höchst tragfähig erweisen sollte. Beide stimmten in den wesentlichen Punkten überein, was Zielsetzung und Richtlinien für die gemeinsame Arbeit betraf, beide waren von lebhaftem Interesse an chemischen Fragestellungen, von kaum erlahmendem Arbeitseifer bei der Verfolgung ihrer Pläne und – was mir besonders wichtig, ja einer der Angelpunkte ihrer Zusammenarbeit zu sein scheint – in der Wissenschaft strebten beide mit nahezu derselben, sich nur im Stil unterscheidenden Kompromißlosigkeit nach Wahrheit und Erkenntnis.

Liebig brachte für die gemeinsame Arbeit seine Präzision im Denken und seine Begabung, diese Gedanken mitreißend und plastisch, gleichsam journalistisch, zu formulieren, ein, dazu eine für diese Aufgabe manchmal nötige Härte und nicht zuletzt seine prinzipiell positive Einstellung zur Pharmazie und ihren Vertretern.

Der Pharmazie selbst stand Liebig nur scheinbar fern. Wenig bekannt ist wohl, daß er gerade um diese Zeit in Oberhessen

als Apothekenvisitator tätig war, anzuführen ist auch, daß er in den ersten Jahren in Gießen überwiegend Pharmazeuten unterrichtete. Allseits geläufig hingegen dürfte sein mißglückter Start mit dem Abbruch einer Apothekerlehre in Heppenheim sein.

Geigers Beitrag war – neben der Zeitschrift selbst – seine redaktionelle Praxis und diesbezügliche Verbindungen, seine zurückhaltende, ausgleichende und in sich ruhende Wesensart, wobei sein höheres Lebensalter diese Züge noch verstärkte.

Mit dem Aprilheft des Jahres 1831 erschien Liebigs Name neben dem Geigers auf dem Titelblatt der Zeitschrift. Wir erinnern uns, daß Triebfeder und Hauptmotiv für Geiger zur Übernahme des Magazins die Absicht gewesen war, auch fremde Publikationen vor Veröffentlichung durch eigene Versuche nachzuprüfen. Als Zwischenbemerkung sei hier festgehalten, daß die nicht selten zu findende Aussage, der Gedanke zu dieser sogenannten Experimentalkritik sei erstmals von Liebig aufgeworfen worden, demnach nicht haltbar ist. Jedoch: Liebig stellte sich gänzlich hinter dieses Vorhaben.

Bald schon wurde klar, wie er beider Intentionen umzusetzen gedachte. Auf der einen Seite publizistisches Naturtalent, ja „gottbegnadeter Propagandist seiner Lehren“, bereitete er das Thema geradezu werbewirksam auf und verhalf ihm unter anderem so zu mehr Beachtung und Gewicht. Auf der anderen Seite aber verwirklichte er die Experimentalkritik in einer Form, die ihn binnen weniger Monate zum, so ein Zitat, „bestgehaßten Mann der deutschen Chemie-Presse“ werden ließ.

Experimentalkritik – nicht ohne Folgen

In zwar lauterer Absicht, voller Sendungsbewußtsein und – das muß ausdrücklich

betont werden – nur der Sache verpflichtet, aber gleichzeitig in kaum zu überbietender Schärfe und Schroffheit attackierte nämlich Liebig Kollegen, so daß er sich die so Angegriffenen nicht nur zu persönlichen Feinden machte, sondern ihnen auch die Mitarbeit an der Zeitschrift gründlich verleidete.

Wöhlers Worte in einem eindringlichen Brief an Liebig aus dem Jahre 1834 vor einer solchen Veröffentlichung, lassen die Dimension derartiger Angriffe erkennen:

„...ich habe mich bekreuzigt vor diesem Skandal, den Du angefangen hast oder anfangen willst...ich bitte Dich, laß ab von diesem unheilbringenden Beginnen“.

Da sich Liebig vor allem anfänglich meist solchen Appellen verschloß, sah sich Geiger sicher nicht selten in die Vermittlerrolle gedrängt und hatte dann die Aufgabe, zerschlagenes Porzellan kitten zu müssen. Daß er davon als Mann mit überaus verträglichem Wesen nicht allzu angetan war, verdeutlichen seine Zeilen an den Berliner Professor der Chemie, Eilhard Mitscherlich:

„Von Liebig's Note gegen Sie ist mir bis jetzt nichts bekannt. Sie dürfen indeß versichert seyn, daß ich das Meine thue, daß nichts ehrenrühriges gegen Sie in die Annalen kömmt. Alle Streitigkeiten zu vermeiden ist aber den Redactoren eines Journals oft unmöglich; mir sind sie aber immer höchst unangenehm! ...ich hoffe, es soll das freundschaftliche Verhältniß zwischen uns nicht gestört werden. Auch Liebig wird gewiß nicht mehr den Krieg fortsetzen“.

Hier hat das auf dem Sockel der Gemeinsamkeiten binnen weniger Jahre entstehende Gebäude der Geiger-Liebigschen Freundschaft wohl manchen Sturm aushalten müssen. Dennoch, um das vorwegzunehmen: Geiger scheint es immer wieder gelungen zu sein, die Leidenschaftlichkeit, oft Heftigkeit Liebig's mit Toleranz aufzufangen. Ihre Kooperation gestaltete sich freundschaftlich-herzlich, war so vertraut routiniert, daß es kaum vorstellbar

ist, daß es je zu wirklich ernsthaften Differenzen gekommen ist.

Im Modus ihrer Zusammenarbeit ergänzten sie sich außerordentlich gut, zur positiven Gesamtentwicklung der Zeitschrift trugen beide gleichermaßen bei. In der Literatur findet sich in diesem Punkt sehr häufig eine einseitige Interpretation zugunsten Liebig's dergestalt, daß er schon während dieser Zeit bei der gesamten redaktionellen Arbeit die dominierende Rolle gespielt habe. Daß dem nicht so ist, zeigt eine Vielzahl von Fakten.

Noch einige Worte zur weiteren Entwicklung der Zeitschrift: 1832 hatte das „Magazin für Pharmacie“ mit dem „Archiv des Apothekervereins im nördlichen Teutschland“ fusioniert und den Namen „Annalen der Pharmacie“ erhalten. Nach Geiger's Tod orientierte sich das Periodikum unter Leitung Liebig's zunehmend chemisch, änderte 1840 auf Vorschlag Wöhler's den Titel in „Annalen der Chemie und Pharmacie“ und figurierte ab 1874 als „Justus Liebig's Annalen der Chemie“, ein Name, den es leicht abgewandelt noch heute trägt.

Tauschverein: Der Erfolg blieb aus

Als sinnvolle Ergänzung zur angestrebten Experimentalkritik war wohl die 1831 von Geiger und Liebig getragene Initiative zur Gründung eines Tauschvereins pharmazeutischer Artikel und damit verknüpft eines süddeutschen Apothekervereins gedacht, auch dies eine Aktivität, die Liebig's weniger bekanntes Engagement in pharmazeutischen Bereichen dokumentiert. Als Voraussetzung dafür wurde eine zentrale Niederlassung geschaffen. An dieses Depot, geführt von Heinrich Emanuel Merck, sollten die Mitglieder des Vereins – Apotheker – Tauschgegenstände, wie Drogen, ätherische Öle oder pharmazeutisch-chemische Präparate in höchstmög-

licher Qualität und Reinheit liefern. Die sogenannten Vorsteher des Vereins, Geiger und Liebig, kündigten an, alle eingesandten Artikel unentgeltlich auf Güte und Reinheit zu prüfen und sie, falls sie den Anforderungen entsprächen, mit einem Prüfsiegel zu versehen. Aus mehreren Gründen, die anzuführen hier zu weit führen würde, und trotz eines zweiten Aufrufes gelang es nicht, das Projekt, das von seiner Konzeption her zu einer Verbesserung und Verbilligung der Arzneiversorgung hätte führen können, mit Leben zu erfüllen. Die Beteiligung der Apotheker daran blieb schwach.

Genausowenig übrigens gelang die konsequente Durchführung der Experimentalkritik in der angekündigten Form, vielleicht weil wirklich eine integrierte Lösung mit dem Tauschverein, für den ja auch umfangreiche Laboratoriumstätigkeit erforderlich gewesen wäre, geplant war, vielleicht, weil beide in der ersten Begeisterung die reale zeitliche Belastung unterschätzt hatten. In der Folge verloren alle drei Mitwirkenden durch die geringe Resonanz, aber auch durch andere Ziele, das Interesse an der Sache.

Ein Gewinn für beide Seiten

Der Begriff „Ziele“ gibt das Stichwort, kurz ein Resümee der Zusammenarbeit beider zu ziehen, und gleichzeitig die Frage nach gegenseitiger Anregung, vielleicht sogar Befruchtung, zu stellen. Dies für Liebig zu postulieren, mag fast blasphemisch klingen. Doch eröffnete sich ihm durch Geigers Angebot ein neuer Wirkungskreis, schuf ihm die Arbeit als Redakteur ein Podium, auf dem er bis zu diesem Zeitpunkt eher schlummernde Anlagen entwickeln konnte: Basis für die sich später immer weiter ausdehnende schriftstellerische Tätigkeit. Darüber hinaus hat ihn Geigers pharmazeutisch betonte In-

teressenlage veranlaßt, sich mit diesbezüglichen Thematiken auseinanderzusetzen. Eines von mehreren Beispielen dafür ist seine Beschäftigung mit Alkaloiden, in der Literatur als „erste zusammenhängende Forschungsreihe“ angesprochen.

Für Geiger waren Liebigs hochgesteckte Ansprüche sicher ebenso Auftrag wie Ansporn. Dafür sprechen Anzahl und Qualität der Veröffentlichungen aus seinem Labor, vor allem in den Jahren zwischen 1831 und 1834. Zwar waren sie letztendlich Resultat einer dem Höhepunkt seiner Schaffenskraft zustrebenden Reife als Chemiker, waren aber natürlich auch dem menschlichen Wettbewerb zuzuschreiben, dem Meinungsaustausch mit dem „unbestreitbar führenden Chemiker seiner Zeit“.

Herzliche und tiefe Freundschaft

In diesen wenigen Jahren – zwischen 1831 und 1836 – entwickelte sich aus der Erfüllung der gemeinsamen Aufgabe zwischen Geiger und Liebig eine herzliche und tiefe Freundschaft. Wer könnte sie einfühlsamer beschreiben als Liebig selbst, der nach Geigers Tod an dessen Witwe schrieb:

„Geiger wird ewig in meinem Herzen leben, ich habe zahllose Andenken an ihn in jedem Briefe den er mir geschrieben hat, in jeder Äußerung seiner redlichen und uneigennütigen Freundschaft für mich. Könnte ich mir ihn mit meinem Herzblute wiedererschaffen, ich würde es hingeben... Noch jezt kann ich, ohne aufs tiefste ergriffen zu werden, an das Unglück nicht denken, was mir durch seinen Verlust wiederfahren ist... Liebe Frau Professorin solche Freunde hat man nicht viele, und Niemand vielleicht unter allen Menschen die mit ihm in Berührung waren, wußte seinen Wert als Mensch und als Gelehrter so zu schätzen wie ich. Seyn Sie aufs festeste versichert daß meine Gefühle für ihn auf Sie und seine Kinder die ihm so theuer waren, übergegangen sind, in welcher Lage des Lebens Sie Sich auch befinden mögen, zählen Sie auf mich in allen Fällen wo ich nützlich seyn kann“.

Schon zu Lebzeiten Geigers waren in die Freundschaft die Familien einbezogen ge-

wesen. Auch gegenseitige Besuche gehörten dazu. Ein Brief Geigers, geschrieben nach einem solchen Treffen, zeigt den großen Chemiker nicht in einem wissenschaftlichen Elfenbeinturm wohnend, sondern sehr wohl und herzlich am Leben teilnehmend:

„Lieber Liebig! Hoffentlich bist du mit deiner lieben Frau wohl in Darmstadt angekommen... Meine Kinder missen Euch auch sehr, die Kleinste ruft immer Wau!“

Liebig, auf dem Boden krabbelnd, scheint also seine Rolle als Spielgefährte zum Ergötzen der Kinder sehr überzeugend gespielt zu haben. – Dies als kleiner unwissenschaftlicher, freilich herzerfrischender Exkurs.

Doch zurück zum Brief Liebigs: Nicht selten sind solche Worte nach dem Tod eines Menschen formelhafte Klischees, wenig mehr in sich bergend als leere Konvention. Für Liebig freilich galt dies nicht: Seine Freundschaft überdauerte Geigers Tod, hielt dieser Prüfung mehr als stand, ließ ihn zum väterlichen Freund der Familie werden.

Dies betraf einmal wirtschaftlich-organisatorische Fragen. So erklärte er Auguste Ernestine Geiger Verträge und Abrechnungsmodalitäten, setzte sich intensiv dafür ein, einen adäquaten Nachfolger Geigers zur Fertigstellung der Pharmakopöe zu finden, sicher nicht nur, um der Witwe das noch ausstehende Honorar zu verschaffen, sondern auch, um das Lieblingswerk des verstorbenen Freundes vollendet zu sehen. Weiterhin übernahm er selbst die Neubearbeitung der 5. Auflage des 1. Bandes des Geigerschen Handbuchs zugunsten von Geigers Witwe, um ihr und den fünf Kindern ein zusätzliches Einkommen zu verschaffen – wenn sie sich finanziell auch nicht so schlecht stand, wie es sich bei manchem Liebig-Biographen liest.

Dies betraf aber auch und ganz besonders die menschliche Seite, wobei uns Liebig hier in einem Licht erscheint, das beim manchmal etwas klischeehaften Liebig-Bild untergeht oder ausgespart bleibt. So wandte er in den folgenden Jahren vor allem Geigers Kindern Aufmerksamkeit und Anteilnahme zu, achtete darauf, durch persönliche Begegnungen die Beziehungen nicht verflachen zu lassen, sondern immer wieder aufs Neue zu vertiefen. Im Januar 1845 zum Beispiel versicherte er Auguste Ernestine Geiger, er werde sich „unendlich“ freuen, sie und ihre Kinder wiederzusehen und drängte „Machen Sie uns das Vergnügen und senden uns diesen Sommer eines Ihrer Kinder...“

Auf diese Weise verlebten die Geigerschen Kinder manche Woche im Hause der Liebigs in Gießen. Es gefiel ihnen dort so gut, daß oft erst nach Mahnbriefen der Mutter die Heimreise angetreten wurde.

Louise Geiger, die mit seiner Tochter Agnes, der späteren Frau Carrière, eng befreundet war, hatte Liebig besonders in sein Herz geschlossen.

Liebigs lenkende Hand

Speziell Geigers Sohn Friedrich und dessen Werdegang nahm sich Liebig an – Auswirkungen seiner freundschaftlich-lenkenden Hand reichen übrigens bis in die heutige Zeit hinein. Friedrich wollte, wie sein Vater, den Apothekerberuf erlernen. Nach Lehr- und Gehilfenjahren plante er, sein Studium in München zu beginnen – wir sind inzwischen im Jahre 1855. Hiergegen jedoch hatte Liebig Einspruch erhoben.

München sei nicht der Ort, schrieb er in einem Brief an Auguste Ernestine Geiger, wo man ein Studium beginnen solle. Die Institute lägen zu weit auseinander, dadurch, wie auch durch mangelnde Koor-

dination, verlören die Studenten zuviel kostbare Zeit, außerdem bestünde die Mehrzahl der bayerischen Studenten „aus rohen jungen Leuten ohne wissenschaftlichen Sinn“. Hinzu komme, daß er in München kein Praktikum leite, und so könne er sich nicht im nötigen Maße mit Friedrich befassen und ihn, was unumgänglich sei, konsequent zum praktischen Arbeiten anleiten. Liebig riet zu zwei oder drei Semestern in Heidelberg oder Gießen, bedauerte, wenn er mit diesen Ratschlägen Friedrichs Pläne durchkreuze, allein, so wörtlich, „es ist zu seinem Besten, ich bin es Ihnen und meinem seligen Freunde, seinem Vater, schuldig, das Rechte zu thun und zum Besten zu raten“.

Getreu Liebigs Empfehlung entschied sich Friedrich zunächst für Gießen und studierte hier bei Will, Buff und Kopp. Zu Heinrich Will ist eine kleine Zwischenbemerkung angebracht: Ursprünglich Student beziehungsweise Assistent bei Geiger, bot ihm nach dessen Tod Leopold Gmelin in Heidelberg eine Assistentenstelle an. Doch auch Liebig war das Talent des jungen Mannes, der Geiger zudem bei der Redaktion der Annalen unterstützt hatte, nicht entgangen.

Liebigs Angebot, ihm ebenfalls als Mitarbeiter bei der Redaktion der Annalen zur Seite zu stehen, ihn darüber hinaus bei wissenschaftlichen Untersuchungen als Privatassistent zu unterstützen, konnte sich Will, auf den wie auf viele andere junge Chemiker Gießen um diese Zeit eine geradezu unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte, zu Gmelins Bedauern nicht entziehen. In Gießen promovierte Will und habilitierte sich, übernahm zunehmend Aufgaben im akademischen Unterricht und erhielt schließlich 1853 nach Liebigs Übersiedlung nach München als sein Nachfolger das Ordinariat an der Ludovician.

Zurück zu Friedrich Geiger. Nach zwei Semestern in Gießen – im sogenannten „Zeugnißbogen“ erhielt er in jedem Fach die höchstmögliche Bewertung – setzte er sein Studium in Heidelberg fort und legte im Juni 1857 das Staatsexamen ab. Die nächste Station in seinem Ausbildungsgang, Göttingen, zeugt ebenfalls von Liebigs lenkender Hand. Die hohe Meinung, die er vom Unterricht seines Freundes Wöhler hatte, brachte Liebig einmal, gepaart mit Selbstironie, auf folgenden prägnanten Nenner: „Es sind recht dumme Kerls, die von Göttingen nach Gießen gehen, der Chemie wegen, vom Gaul auf den Esel“.

Friedrich Geiger in München

Nach einem Semester bei Wöhler und Grisebach, und nun mit dem nötigen Rüstzeug versehen, stand Friedrich Geiger die Tür bei Liebig und damit jetzt München zur weiteren Vertiefung seiner Ausbildung offen. Da nach weiteren Hochschulstudien nicht gleich eine Assistentenstelle bei Liebig frei war, war Friedrich als „Praktikant“ und Defektar 1859 zur Überbrückung für einige Monate bei Max von Pettenkofer, dem bekannten Begründer der neuen Wissenschaft der Hygiene, in dessen königlich-bayerischer Leib- und Hof-Apotheke tätig, ein Weg, den Liebig ihm mit folgenden Zeilen geebnet hatte:

„Ich stehe zu Geigers Kindern in dem Verhältniß wie ein Vater u[nd] Vormund und wünsche daß die Mo[ög]lichkeit in Ihren Ha[an]den liege, seinen Wunsch zu eru[fü]llen; einen geschickteren, treueren u[nd] gewissenhafteren, so wie fleißigern jungen Mann können Sie nicht haben; dafür will ich gerne die Bürgschaft auf mich nehmen“.

Pettenkofers lebhaftes Bedauern, als Friedrich Geiger ihn bereits nach einem Vierteljahr wieder verließ, sein Hinweis auf dessen gediegene wissenschaftliche Kenntnisse, praktische Fertigkeit und ta-

München d. 18 July 89.

Herrn Hofrath

der k. b. Hof- und
Leibapothek Geiger (Sohn des verstorb. Prof.
Geiger in Heidelberg) welcher die k. b. Hof-
Leibapothek als Definitiv in die k. b.
Apothek zu Leuten in die Stelle ersetzt
zu sein. Ich bin sehr zuversichtlich
in dem Aufsehen von dem Vater u. dem
und wünsche sehr die Hofapothek in
seiner Lage, seinen Dienst zu erfüllen;
seinem geschulten, tüchtigen u. gewissen-
haften, so wie fleißigen jungen Mann
kann die Welt sehen; dessen ich ich
die k. b. Hofapothek ist sehr zufrieden.
Ich werde daher seinen Hof, so
ich mit dem Hofe werden, und dann
verhoffen die Hof-; es ist aber
besser so die Hof-; das
Freundliche
Friedrich

Abb. 5: Empfehlungsschreiben Liebigs für Geigers Sohn Friedrich an den königlich-bayerischen Hof- und Leibapotheker Prof. Max von Pettenkofer aus dem Jahre 1859.

(Foto: U. Thomas)

dellosen Charakter verraten, wie sehr Liebig's Beurteilung der Wahrheit entsprochen hatte. Doch nun habe Friedrich Geiger, so Pettenkofer, „die für ihn ehrenvolle Stelle eines Assistenten im Laboratorium des kgl [königlichen] Professors und Präsidenten der kgl bair[ischen] Akademie der Wissenschaften Freyherrn von Liebig“ erhalten. (Liebig war 1845 in den erblichen Adelsstand erhoben worden). Ehrevoll war das Amt schon, doch nicht immer einfach, gab Liebig doch seine Assistenten unnachsichtig der Lächerlichkeit preis, wenn ihm beispielsweise ein Versuch für seine Vorlesung ungenügend vorbereitet schien. Liebig's Dominanz – menschlich und fachlich – konnte für seine Mitarbeiter, so Liebig's Neffe Georg Friedrich Knapp, auch auf höherer Ebene durchaus problematisch sein: „Die Spuren, die man im Sande sieht, führen alle nur in die Höhle hinein, keine heraus...“

Friedrich Geiger befaßte sich unter Liebig unter anderem intensiv mit der Herstellung von Silberspiegeln, das heißt der technischen Durchführung des neuen Verfahrens, das Liebig auch industriell nutzen wollte. Nach elf Monaten gab Friedrich diese Stelle auf – Liebig bescheinigte ihm, sie zu seiner „großen Zufriedenheit“ versehen zu haben – und promovierte im Juni 1861 in Heidelberg.

Familienlinien:

Geiger – Liebig – Knapp – Heuss

Sicher einer der Gründe dafür, seinen beruflichen Abschluß herbeizuführen, war eine junge Frau. Im Liebigschen Haus hatte Friedrich dessen knapp 20jährige hübsche temperamentvolle und umschwärmte Nichte Elisabeth Caroline Knapp, genannt Lella, kennengelernt. Ihre Mutter war Liebig's jüngste Schwester Katharina Elisabeth, der Vater der Pro-

fessor der chemischen Technologie, Friedrich Ludwig Knapp. Als kleine Abschweifung sei berichtet, daß sie einen Zwillingbruder besaß, Georg Friedrich Knapp, Professor der Staatswissenschaften in Straßburg, dessen eine Tochter Elisabeth Eleonore, genannt Elly, die Frau des späteren ersten deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss wurde.

Zwischen Friedrich und Lella war eine tiefe Zuneigung entstanden, die Lella's Eltern nicht nur nicht unterstützten, sondern sogar dadurch zu unterbinden trachteten, daß sie ihre Tochter für ein Jahr nach England schickten, und ihr jeder Kontakt mit Friedrich untersagt wurde. Haupteinwand der Eltern gegen eine Bindung waren vor allem die eher bescheidenen Vermögensverhältnisse des jungen Geiger, die sich durch eine angestrebte wissenschaftliche Laufbahn nicht nennenswert zu verbessern versprochen. Eine Wende brachte in dieser Situation der durch den Baseler Chemieprofessor und Liebig-Freund Christian Friedrich Schönbein vermittelte Kauf der traditionsreichen und gut gehenden Baseler Goldenen Apotheke, die Friedrich mit dem finanziellen Beistand von Geschwistern und Verwandten 1862 zu erwerben vermochte.

Mit Fleiß, kaufmännischem Gespür und Korrektheit sorgte er dafür, daß der gute Geschäftsgang anhielt, ja sich steigerte, doch mußte er den Eltern Knapp, die Zins- und Schuldenlast kaum für tilgbar gehalten hatten, noch mehrfach Rechenschaft über seinen finanziellen Status ablegen, ehe er im Oktober 1864 Lella Knapp heiraten konnte.

Die Verbindung mit Liebig war nicht abgerissen, im Gegenteil. Liebig besuchte kurz nach Übernahme der Apotheke seinen Schützling in Basel. Die Beziehung intensivierte sich weiter, als Friedrich durch die Heirat verwandtschaftliche Bande mit Liebig verknüpfte. Der Bitte um Paten-

schaft bei ihrem Erstgeborenen, Philipp, kam Liebig „mit dem allergrössten Vergnügen“ nach. Wie üblich bei jungen Eltern, waren sie voll des Stolzes über ihren Sprössling, was Schönbein humorvoll so kommentierte: Er habe „bereits so Rühmliches“ von Liebig gerade einem Monat alten Großneffen vernommen, „dass wir Pathen u[nd] Vicepathen darauf rechnen dürfen, es werde das Kindlein mit der Zeit ein grosser Naturforscher werden“.

Für das zweite Kind, eine Tochter Agnes, übernahm Liebig's Frau Henriette 1867 die Patenschaft, das nächste Kind erhielt den Namen Justus. Aus der Ehe gingen noch weitere vier Kinder hervor. Obgleich nach Schönbeins Tod im Jahre 1868, mit dem die Familie Geiger eng befreundet war, aus dieser Quelle keine Nachrichten mehr über die Beziehung zwischen den Familien vorliegen, so ist dennoch davon auszugehen, daß die Verbindung bis zu Liebig's Tod fortbestand.

Von der Goldenen Apotheke zur Gaba AG

Friedrich Geiger starb wie sein Vater früh, bereits mit 55 Jahren und ebenfalls an den Folgen einer Lungenentzündung. Von den vier Söhnen, die ein höheres Alter erreichten, zeigten drei besondere Begabung auf naturwissenschaftlichem Gebiet, promovierten auch, zwei davon als Pharmazeuten, nämlich Hermann und Paul.

1899 ging auf diese beiden die Apotheke über, obwohl sie nach eigenem Bekunden gerne wie ihr Großvater Philipp Lorenz Geiger eine wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen hätten.

Aus der steigenden Nachfrage nach einem apothekeneigenen Präparat, den Wybert-Tabletten, entwickelte sich eine industrielle Produktion, die in ein zunächst pharmazeutisches, später pharmazeutisch-kosmetisches Unternehmen mit den Hauptumsatzträgern Elmex und Aronal mündete.

Es firmiert heute als Gaba AG, die Abkürzung steht für *Goldene Apotheke Basel*, mit einem Urenkel Geigers, Dr. Urs Peter Geiger, an der Spitze des Verwaltungsrats der Holding-Gesellschaft Doma AG.

Mitbegründer der deutschen Niederlassung des Unternehmens, der Wybert GmbH, Lörrach, war 1921 der spätere Präsident der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Heuss, wie erwähnt Ehemann der Cousine der Geigerschen Enkel, Elly Heuss-Knapp.

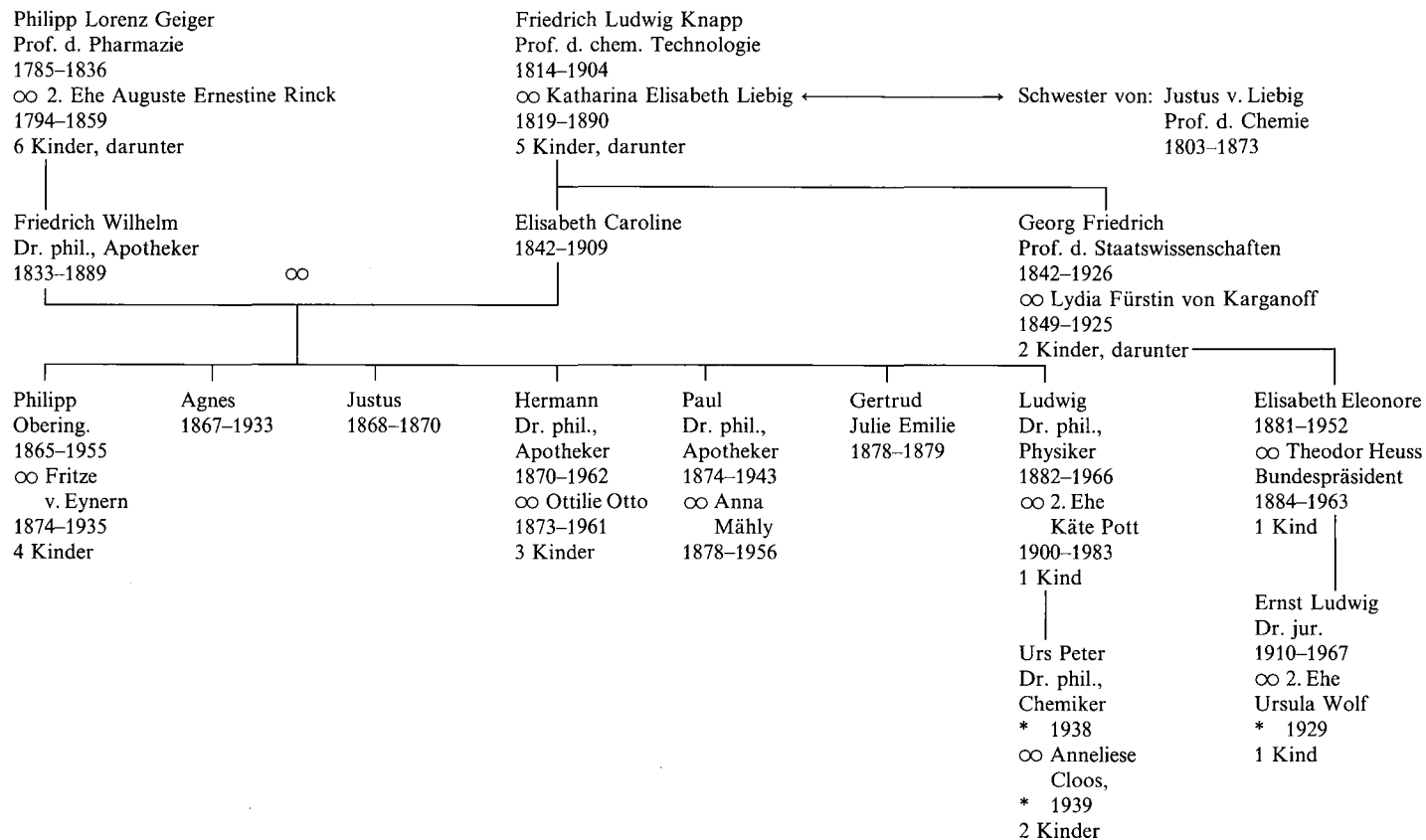
Im Schatten des Berühmteren...

Abschließend wäre zu fragen: Wie kommt es, daß für die Geschichtsschreibung die Bedeutung Geigers eher verborgen blieb, daß die enge Freundschaft zu Liebig in ihrem gesamten Ausmaß so gut wie keine Erwähnung findet?

Die Gründe dafür sind vielschichtig. Geiger blieb nur wenig Zeit, um seinen Namen für die Geschichte festzuschreiben. Kaum mehr als eineinhalb Jahrzehnte eigentlicher und konzentrierter Schaffensphase waren ihm vergönnt. Und, um auf die Beziehung zu Liebig einzugehen, die Quellenlage ist gerade hier recht dürftig. Der größte Teil ihrer Korrespondenz muß als verlorengegangen angesehen werden.

Hinzu kommt ein Phänomen, das auch andere betrifft, die mit einem Berühmteren zusammenarbeiten; retrospektiv überlagert bei gemeinsam erbrachter Leistung dessen Name den des weniger bekannten, wovor selbst eine kritisch und sorgfältig arbeitende Geschichtsschreibung nicht gefeit ist. In Geigers Fall kommt noch als zusätzliche Komponente Liebig's starke und viele faszinierende Persönlichkeit hinzu, zu der Geigers unauffälliges, zurückhaltendes Naturell, schon von Zeitgenossen

Genealogische Übersicht



als „geräuschlos“ charakterisiert, in geradezu auffälligem Gegensatz steht.

Ferner ist zu berücksichtigen, daß Geiger zu jener Art von Menschen zählte, für die die Sache absoluten Vorrang vor der eigenen Person und ihren Bedürfnissen hat. Geiger ordnete sie völlig seiner Liebe, ja Passion zur Pharmazie, „unserer herrlichen Kunst und Wissenschaft“, wie er einmal formulierte, unter.

Schließlich ist zu konstatieren, daß bei zwei wesentlichen Arbeitsgebieten Geigers, die über seinen Tod hinaus für ihn gesprochen hätten, gerade durch den Bekanntheitsgrad Liebigs dessen Name in den Vordergrund trat.

Dies gilt für die Annalen, eine Fachzeitschrift, die noch heute als „Liebigs Annalen der Chemie“ fortbesteht, ebenso wie für das Handbuch. Die fünfte Auflage, die Liebig nach Geigers Tod besorgte, hatte trotz Vorschußlorbeeren bei weitem nicht den Erfolg des Geigerschen Werks. Zwar war die Neuedition wissenschaftlich ohne Fehl und Tadel, doch war es Liebig nicht gelungen, ebenso glücklich und mit sicherer Hand wie Geiger, Aufbau und Anordnung den gestellten Anforderungen entsprechend zu gestalten. Damit ging die praxisorientierte Richtung verloren. Das Buch kam 1843 heraus, doch blieb es bei dieser einen Auflage unter Liebigscher Federführung, es war ein „buchhändlerischer Mißerfolg“.

Somit ergeben sich für den Biographen bei Betrachtung der Beziehung von Geiger zu Liebig ambivalente Gefühle. Überwogen freilich werden solche Gedanken von der Erkenntnis, daß Geiger, obwohl sein Name für viele Jahre verblaßt war, letztendlich erreicht hat, worauf sein Streben sich vornehmlich konzentriert hatte: Zu einer Zeit nämlich, in der die Pharmazie ihren Standort bestimmte und sich neu zu orientieren suchte, stellte er die Weichen in Richtung höherer Qualifikation, verschaffte damit der Hochschulpharmazie, ohne noch selbst daraus Nutzen zu ziehen, eine frühe Legitimation und hat auf diese Weise das Berufsbild des Apothekers wesentlich zu profilieren vermocht.

So stärkte er nicht nur Selbstwertgefühl und Reputation des Faches, vielmehr noch, er verhalf der Pharmazie mit zur Etablierung als Wissenschaft.

Und dies, könnte man Geiger selbst dazu befragen, wäre ihm das Wichtigste...

Literatur

Thomas, Ulrike: Die Pharmazie im Spannungsfeld der Neuorientierung: Philipp Lorenz Geiger (1785–1836). Leben, Werk und Wirken – Eine Biographie, Stuttgart 1985.

(Zu beziehen durch: Gesellschaft Liebig-Museum Gießen e. V., Liebigstr. 12, 6300 Gießen, und Deutscher Apotheker Verlag, Sortimentsabteilung, Postfach 40, 7000 Stuttgart 1).